

„Kraft und Schönheit, Sieg und Ehre. Geschlechterrollen im Sport“

Gerda Wurzenberger

Ich habe für heute Abend einen Titel gesetzt, der voll ist mit Schlagwörtern: „Kraft und Schönheit, Sieg und Ehre“. Mit Schlagwörtern, die bei uns allen sofort Bilder und Vorstellungen auslösen, die mit Geschlechterrollen, wie sie unsere Gesellschaft sein Jahrtausenden prägen, zu tun haben. Und die entsprechend auch viel mit den Bildern von „Sport“ zu tun haben, mit denen wir tagtäglich konfrontiert sind, vielleicht müsste man genauer sagen mit Spitzensport.

Erlauben Sie mir einen Exkurs in die Geschichte des Sports UND in die Geschichte des Frauensports. Das ist nämlich nicht dasselbe. In der Antike hatte sich der Männer-Sport im Rahmen der Olympischen Spiele nämlich bereits zu einem regelrechten Profi-Unternehmen entwickelt: Es gab Legionäre (wie heute die Fussballer, die für verschiedene Vereine in verschiedenen Ländern spielen), die für andere Staaten (bzw. im alten Griechenland für andere Stadtstaaten) antraten, es wurde trainiert, gesponsert, gedopt, die Sieger erwartete viel Ehre und es wurde viel darüber berichtet – vieles davon können wir bis heute nachlesen. Von den Spielen der jungen Frauen, die ebenfalls in Olympia stattfanden, gibt es kaum Berichte. In der Reisebeschreibung des Schriftstellers Pausanias kommen diese Frauenspiele zwar vor, aber er spricht offenbar mehr von den „Entblössungen der rechten Brust“ als von den sportlichen Wettkämpfen.

Mit der Frage der „Entblössungen“ des weiblichen Körpers und der damit verbundenen männlichen Angst vor einer Gefährdung der Moral (am ehesten wohl ihrer eigenen), sind wir mitten drin in jenem Sumpf, der Frauen in allen patriarchalischen Gesellschaften seit jeher daran hindert, sich frei zu bewegen. Der Frauensport ist geprägt davon: Noch weit ins 20. Jahrhundert hinein trugen Frauen beim Sport lange Röcke, zum Teil sogar mit geschnürten Taillen, und sogar Gymnastik musste mit langen Röcken und Stöckelschuhen betrieben werden. Neben diesen Verhüllungszwängen kam noch ein weitaus effizienteres Mittel zum Einsatz, um Frauen vom Sporttreiben fernzuhalten: nämlich die vermeintliche Fürsorge um die als fragil eingestufte Gesundheit der Frauen (verbunden mit der Sorge um die Funktionalität ihrer Fortpflanzungsorgane). Bis heute wird es generell als problematischer und tragischer erachtet, wenn Frauen sich im Sport schwer verletzen oder gar umkommen, als wenn das Männern passiert.

Bis heute gilt der Reflex, dass Frauen „beschützt“ werden müssen, dass Frauen ihre Körper keinem Risiko aussetzen dürfen – ganz im Gegensatz zu den wagemutigen Männern. Und den Körper keinem Risiko auszusetzen, das ist im Spitzensport schwierig.

Dass bei den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit 1896 keine Frauen antreten durften, hatte natürlich auch damit zu tun, dass die Spiele zwar dem Frieden geweiht waren, dass der Sport damals aber noch stark von der Idee der Ausbildung kräftiger, gesunder Männerkörper für das Militär geprägt war. An den zweiten Olympischen Spielen 1900 traten immerhin schon 17 Frauen (*Bei insgesamt 1118 Teilnehmenden, das sind 1,5 %.*) in den Oberschichtsportarten Golf und Tennis an – also in Sportarten, bei denen – zumindest zur damaligen Zeit – die vollständige Bekleidung des Körpers und die „Anmut“ gewährleistet waren. „Anmut“ ist ein wichtiges Stichwort, hat es doch sehr viel damit zu tun, was bei Frauen als „schön“ gilt.

(1896 waren 245 Teilnehmer – im Vergleich dazu: in Athen 2004 nahmen 10500 AthletInnen teil, davon 6300 Männer und 4200 Frauen, das sind 40%. Bei den Winterspielen in Athen 1998 nahmen 1627 Männer und 1006 Frauen, gibt insgesamt 2633 Teilnehmende, das sind 38.2%.)

Aus Gründen der „Anmut“, aber auch aus Gründen der Gesundheit besonders umstritten war die Aufnahme der Leichtathletik für Frauen ins Olympiaprogramm. Vor allem die längeren Laufstrecken mussten sich die Frauen mühsam erkämpfen. Als „länger“ galt 1928 noch der 800-Meter-Lauf, der 1932 wieder aus dem Programm gestrichen wurde, weil sich die Läuferinnen am Ende des Wettkampfs erschöpft zu Boden sinken liessen, was bei den Herren Funktionären höchstes Unwohlsein auslöste. Der 800-Meter-Lauf für Frauen wurde erst 1960 wieder eingeführt. Wie wichtig es für eine Sportart ist, „olympisch“ zu sein, kennen Sie als Bobclub mit Frauentteams wohl auch sehr gut.

Nach und nach erkämpften sich nun also die Frauen Sportart um Sportart an den Olympischen Spielen. Besonders wichtige Meilensteine dabei waren die prestigeträchtigen Sportarten wie der Marathonlauf (Frauen dürfen ihn seit 1984 laufen – Männer seit der Schlacht von Marathon 490 v. Chr.) und der Fussball (bei den Männern seit 1900 olympisch, bei den Frauen seit 1996). Hingegen waren andere Sportarten überraschend früh für die Frauen zugänglich: Schwimmen beispielsweise seit 1912, seit 1928 der Teamwettkampf im Turnen, und Eiskunstlauf sogar seit 1908. Und obwohl sich also die Frauen alles erst „erkämpfen“ mussten, galt (und gilt bis zu einem gewissen Grade bis heute) die Devise eines Mannes, der immerhin bis 1964 IOC-Mitglied war: „Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur des Weibes ist er wesensfremd.“ (*zitiert nach Karl Ritter von Halt, Leichtathlet und IOC-Mitglied von 1929-1964*)

Dies alles, diese hier nur sehr kurz zusammengefasste Sport- bzw. Olympia-Geschichte, zeigt etwas, was bis heute gilt: Nämlich dass Frauen im Rahmen des Spitzensports nicht einfach Sport betreiben können, sondern dass sie immer zuallererst noch beweisen müssen, dass sie **das** überhaupt **können!** Frauen mussten im Laufe der Sportgeschichte alles, aber auch alles zuerst beweisen: dass sie laufen können, dass sie kämpfen können, dass sie Freude am Siegen haben, dass sie ein Team bilden können, dass sie hart trainieren können, dass sie Risiko auf sich nehmen können, dass sie an ihre körperlichen Grenzen gehen können, dass sie mentale Stärke entwickeln können, dass sie mit verschiedenen Sportgeräten umgehen können (dass sie sogar einen Bob steuern können) usw.

Und häufig versucht man den Frauen dann eine „Soft“-Variante des Männersports unterzuschieben (im Namen „Softball“, dem Baseball für Frauen, ist das sehr schön zu sehen). So gelten in Bezug auf Zweikämpfe im Eishockey und Fussball für Frauen ganz andere, „softere“ Regeln. Und es ist noch gar nicht so lange her, da durften Frauen nur mit einem Brustschutz Fussball spielen – während von einem Schutz für die empfindlichen männlichen Körperteile nie die Rede war.

Und bei jeder Sportart, die sie für sich eroberten, stellte sich gleich nach der Gesundheitsfrage, die unweigerliche auftauchte, die Frage nach der Schönheit: „Wie sieht das denn aus, wenn eine Frau das macht!“, diesen Satz habe ich recht häufig auch von meiner Mutter gehört, die keineswegs konservativer ist als der Durchschnitt ihrer Generation. Und genau von dieser Frage des „Wie sieht das denn aus!“ führt der Weg direkt zu den modernen Vermarktungsstrategien im Frauensport. Zu Vermarktungsstrategien, die sich alleine nach dem „Sex-Appeal“ einer Sportlerin bzw. einer Sportart richten, also alleine nach dem Aussehen: Die Werbewirtschaft interessiert sich nicht für schwergewichtige Kugelstösserinnen, sie inszeniert lieber jene Sportlerinnen regelrecht als Pin-ups, die den gültigen Schönheitsidealen entsprechen. Sport ist dabei häufig bereits eine Nebensache geworden. Manche Sportlerinnen werden überhaupt erst als „Starlets“ bekannt, wie zum Beispiel die russische Tennisspielerin Anna Kurnikowa, die ihre Popularität keineswegs grossen Siegen auf dem Tennis-Court zu verdanken hat. Hatte also früher das Argument, dass ein Frauenkörper beim Sport verhüllt sein muss, dazu beigetragen, dass Sportlerinnen nicht ernst genommen wurden, so ist heute genau das Gegenteil der Fall: Indem Frauen nur dann im Sport wirklich Geld verdienen, wenn sie „sexy“ sind und das auch zeigen, führt heute der „enthüllte“ weibliche Körper dazu, dass Sportlerinnen wiederum nicht ernst genommen werden.

Sie sehen. Es ist zwar viel passiert im Frauensport in den letzten hundert Jahren, und doch sind die Geschlechterrollen im Sport immer noch klar verteilt. In den Medien beispielsweise führt der Frauensport eine Randexistenz. Logischerweise sind deshalb auch die Sportjournalistinnen eine Randerscheinung. In Deutschland etwa waren 2002 nur 8,5 % aller Mitglieder des „Verbandes deutscher Sportpresse“ Frauen (daran ändert auch die Tatsache nichts, dass im Fernsehen doch die eine oder andere Frau eine Sportsendung moderiert). Der Hauptteil der Berichterstattung in den Medien gilt einigen wenigen Männer-Mannschafts-Sportarten, von denen es Profi Ligen gibt: In der Schweiz sind dies Fussball und Eishockey. Zu Profistatus haben es Frauen hierzulande bisher nur in Einzelsportarten gebracht: zum Beispiel Ski alpin und Tennis, vielleicht noch Leichtathletik. Aber auch dabei gilt: Die Männersportart hat Priorität. Die Männer-Abfahrt ist die absolute Königsdisziplin des alpinen Skisports, das Frauentennis wird sowieso meist milde belächelt und an den grossen Turnieren bildet sowieso immer der Männer-Final den Abschluss, und auch in der Leichtathletik haben die – insgesamt halt langsamer laufenden, weniger hoch springenden, weniger weit werfenden – Frauen ebenfalls zweite Priorität.

Weil Frauen halt einfach weniger Körperkraft haben als Männer werden sie in dem bestehenden System des Spitzensports immer zweitklassige (männliche) Athleten bleiben. Gleichzeitig kommen sie in Sportarten, in denen die Muskelkraft kein dominierender Faktor ist, erst recht kaum vor: Zum Beispiel in der Formel 1 (obwohl sogar Michael Schumacher sagt, er sei sicher, dass Frauen alles hätten, um im Motorsport erfolgreich zu sein). Den Frauen wird in der Formel 1 eine eindeutige Rolle am Pistenrand zugewiesen: halbnackt als Werbeträgerinnen und posierende Kühlerfiguren, als „Boxenluder“ – oder aber als treue Fahrerfrau oder –freundin. Eine sehr klassische Rollenverteilung, die noch zementiert wird vom Vorurteil, dass Frauen die schlechteren Autofahrerinnen sind. – Dieses Vorurteil haben übrigens auch die Bobfahrerinnen bei den letzten Olympischen Winterspielen zu spüren bekommen, als die TV-Kommentatoren alle Fahrfehler der Frauen genüsslich auflisteten: Touche hier und Touche da und Touche überall. Ich muss gestehen, dass ich das Wort „Touche“ in diesem Zusammenhang überhaupt zum ersten Mal gehört habe – dafür aber ausgiebig.

Wenn die deutsche Tourenwagenpilotin Ellen Lohr in einem Interview davon spricht, dass die Formel 1 eine der letzten Bastionen im Sport und im Leben sei, in der noch ein völlig übersteigertes Männlichkeitsgefühl existiere, dann spricht sie die Kombination aus Mensch und Maschine an: Das Gefühl, über die absolute Beherrschung von Maschinen über sich selbst, über den eigenen Körper hinauszuwachsen und in übermenschliche Sphären abzuheben, ist in der Kulturgeschichte den Männern vorbehalten (ebenso wie das Konstruieren dieser Maschinen). Aber auch das ganz normale Heldentum eines in aller Öffentlichkeit märtyrerhaft leidenden Radfahrers, eines Fussball-Goalies, der in der 90. Minute einen Elfmeters hält, oder einer Fussball-Mannschaft, die mit einem Weltmeistertitel das Selbstbewusstsein einer ganzen Nation wiederherstellt – und vielleicht sogar für einen künftigen Wirtschaftsaufschwung zuständig sein könnte, das alles ist eine rein männliche Angelegenheit. Nur Männersiege sind Heldensiege. Frauen können einen Wettkampf gewinnen. Mehr nicht. Der einzige Trost dabei ist: Auch Heldenehre ist vergänglich. Und so mancher Sportheld hat den rasanten Aufstieg in taumelnde Höhen (auch was das Einkommen betrifft) mit einem ebenso rasanten Fall bezahlt. Von Sportlerinnen ist mir ein solches Schicksal bisher nicht bekannt.